



List Taschenbuch

Paolo Roversi
Die linke Hand des Teufels

Kriminalroman

Deutsche Erstausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.
1. Auflage März 2011
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011
© Copyright 2006 Ugo Mursia Editore S. p. A.
Titel der italienischen Originalausgabe:
La mano sinistra del diavolo (Mursia Editore)
Konzeption: semper smile Werbeagentur GmbH, München
Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München
Titelabbildung: bürosüd°, unter Verwendung von Motiv »Tor« Tokle/i-stock
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Papier: Munkenprint von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden
Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-60990-4

1

Der Taktstock kreiste einmal durch die Luft, dann stimmte die Kapelle die getragenen Töne eines alten Sinatra-Songs an. Langsam setzte sich der Leichenzug in der drückenden Nachmittagshitze in Bewegung.

Eine solche Beerdigung hatte man in Capo di Ponte Emilia noch nie erlebt: Banner der *Associazione Nazionale Partigiani Italia*, rote Fahnen, Veteranen mit roten Halstüchern, die Blaskapelle mit blinkenden Intstrumenten, ein Eichensarg auf einem von sechs Schimmeln gezogenen Wagen. Vorneweg gingen der Bürgermeister und die Stadträte, dahinter folgten die Freunde, dann die Bekannten und schließlich alle anderen. Eine Zeremonie mit Pomp und Pracht, wie für einen Edelmann. Nur dass dieser edle Herr völlig verarmt war.

Don Lino, der Dorfpfarrer, folgte etwas abseits dem Zug. Er trug weder Ornat noch Instrumentarium. Die Einstellung des Verblichenen war eindeutig gewesen. In die Kirche hätte er sich niemals begeben, auch nicht mit den Füßen voran.

»Wenn ich den Löffel abgebe«, hatte er immer gesagt, »dann bringt mich direkt zum Friedhof, und zwar auf einem Wagen, der von Pferden gezogen wird. Dabei spielt die Kapelle, und die Leute weinen. Wenn sie denn weinen.«

So war er, und die Leute weinten, und wie! Im Dorf kannten ihn alle: Pietro Caramaschi, genannt Giasér. Nach sechzig

Jahren hatten diejenigen seiner alten Kameraden, die noch lebten, ihr zerknittertes Barett, ihr rotes Halstuch und ihre Tränen bemüht, um einen weiteren der Ihren zu Grabe zu tragen.

Die Pferde schnaubten, die Leute schwitzten. Einen derart heißen Juli hatte man noch nie erlebt, in der Zeitung hieß es, es sei hierzulande der heißeste seit einem Jahrhundert. Die alten Menschen starben wie die Fliegen, und die Medien machten daraus die Nachricht des Tages. Mittlerweile war eine Massenhysterie ausgebrochen: Man machte sich Sorgen, fürchtete das Schlimmste und holte alte Gebrechen und längst verjährte Zipperlein aus der Mottenkiste. Am Ende war selbst Caramaschi mit seinen vierundachtzig Jahren diesem Wahn erlegen.

Jetzt lag er in seiner Holzkiste und zog langsam an der Polizeiwache vorbei.

Auf der Schwelle stand Giorgio Boskovic, der *Comandante* der *Carabinieri*. Angesichts der befremdlichen Menschenmassen hatte er Haltung angenommen und die Hand zum militärischen Gruß gehoben. Selbst *Brigadiere* Rizzitano stand etwas unbeholfen stramm, nachdem ihm irgendwann die Haltung seines Vorgesetzten aufgefallen war.

Niemand sagte ein Wort.

Nur die Töne von *My way* ließen die Hitze etwas leichter ertragen, während die Trauernden mit gesenktem Kopf dem Wagen folgten und heimlich versuchten, größere Schritte zu machen, um schneller am Friedhof anzukommen.

Als sich der Trauerzug entfernt hatte, wandte sich Boskovic an seinen Untergebenen, der immer noch strammstand. Er hielt seine Hand am Mützenschirm, seine Stirn war schweißnass und die Brille mit den dicken Gläsern leicht verrutscht.

»Wer war das denn?«, fragte der *Maresciallo* und wischte

sich mit dem Taschentuch über die Stirn. »Da ist ja der ganze Ort auf den Beinen!«

»Das war Giasér, so wurde er zumindest genannt«, antwortete der andere und schob seine Brille die Nase hinauf. »Den kannten alle hier, und Sie sind ihm bestimmt auch schon hier und da begegnet, *Marescià*. Er zog ständig einen Karren hinter sich her. Wissen Sie's jetzt?«

»Nein, außerdem ist es zu heiß zum Nachdenken.«

Die zwei Militärpolizisten folgten mit dem Blick dem Trauerzug, bis er das Ende der baumgesäumten Straße erreicht hatte, dann gingen sie wieder hinein, um sich abzukühlen.

»Es waren wirklich viele da«, bemerkte Rizzitano, als er den Kaffee machen ging. »Sogar von außerhalb.«

Der *Maresciallo* jedoch hörte ihm schon nicht mehr zu. Das Aufregendste, was man hier erleben konnte, war die Beerdigung eines alten Partisanen, der am Herzinfarkt gestorben war.

Unter Missachtung des ministeriellen Erlasses zündete er sich eine Zigarette an, zog die unterste Schublade seines Schreibtischs auf und holte eine halbvolle Flasche Montenegro heraus. Das gehörte dazu.

Der *Brigadiere* kam mit den dampfenden Tässchen.

Sie tranken ihren Kaffee schweigend, wie es sich gehörte. Rizzitano ohne Schnaps, der *Maresciallo* mit einem Schuss Amaro aus seiner Heimatstadt Bologna. Als sie damit fertig waren, machte Boskovic sich daran, die Zeitung zu überfliegen.

Er seufzte.

»In Frankreich feiern sie den Sturm auf die Bastille, und wir haben hier die Beerdigung dieses Giasér.«

»Jeder, wie er kann.«

Der *Maresciallo* zündete sich eine weitere Zigarette an.
»Hier passiert wirklich nie was«, bemerkte er und stieß eine Rauchwolke in die Luft.

La Bassa reggiana ist für die, die dort geboren und später abgewandert sind, eine Mentalität, eine Lebensart: vertraut und doch wie eine ferne Insel in Dunst gehüllt.

Für alle anderen ist sie einfach ein fruchtbarer, grüner Landstrich, der von Süden an die Poebene grenzt und dank der Schwarzweißfilme über Don Camillo und Peppone ins Licht der Öffentlichkeit geriet.

Die Deutschen kommen hierher, um Lambrusco zu kaufen, die Italiener, um ihren Vorrat an Würsten aller Art aufzufüllen.

Die Landschaft, die den Besucher hier erwartet, ist langweilig, flach und gleichförmig: Felder, so weit das Auge reicht, durchsetzt von Weilern, die sich um einen Kirchturm scharen. Heuschaber und Schweineställe, in denen die ganze Nacht bläuliches Licht brennt, Äcker und Weiden, Pappeln und von hohen Erdwällen umgebene *Golene* – Auwälder und Feuchtwiesen, mehr Sumpf als Land. Kanäle voller Biber und Lotusblumen, Sümpfe voller Reiher, Gehöfte, die aufgegeben oder auf Tourismus umgestellt wurden. Doch vor allem prägt sie ein Ausdruck, den alle, früher oder später, ständig im Munde führen. Ein Fluch, den man schon als Kind eingepflanzt bekommt und der dadurch an Kraft gewinnt, dass die Älteren ihn bei jeder Gelegenheit anstimmen, bis man ihn eines Tages, fast unbewusst, vollständig verinnerlicht hat.

An jenem glühend heißen Julitag machte auch der alte Nello Ruini, seines Zeichens Postbote des Dorfs, davon Gebrauch. Es geschah, als er in einem Briefkasten auf eine Hand

stieß, die seine Post entgegennehmen wollte. Das war für sich genommen nichts Ungewöhnliches, nur fehlte in diesem Fall der dazugehörige Körper. Fünf Finger, eine Handfläche, ein Gelenk und dann nichts mehr. Das Ganze in einem rostigen Metallbriefkasten, der eigens aufgebrochen worden war, um sie dort hineinzulegen.

Der arme Ruini, ein Doppelzentner von einem Mann, der die Sechzig bereits um einiges überschritten hatte, meinte vor Schreck zu sterben. Sein Herz fing an zu rasen, und er kippte fast von seiner arg strapazierten Califfone, dem Moped, von dessen Sitz er sonst niemals seinen überquellenden Leib anzuheben pflegte. Und es war genau dieser Fluch, der ihm als Erstes in den Kopf kam. Er ließ seinen Postsack fallen und brüllte ein kräftiges: »*Cat vegna un cancher!*«

Für alle, die nicht der Bassa entstammen, etwa: »Ich wünsch dir Krebs an den Hals!«

Es bleibt ungewiss, auch im Nachhinein, wie oft er es noch wiederholte. Zumindest einige Male, denn der Schock war groß. Als er wieder einen etwas klareren Kopf bekam, fing er an, wie ein kleiner Junge zu brüllen und auf die Hupe seiner Califfone zu drücken.

Damit machte er beträchtlichen Lärm, und ein paar Minuten später waren alle Anwohner der Umgegend auf der Straße. Meistenteils Rentner, aber auch Kinder auf Fahrrädern und Frauen, die die Henkel ihrer Einkaufstüten am Lenker des Kinderwagens befestigt hatten. Zuerst hörten sie sich an, was er zu sagen hatte, dann richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Hand. Siebzig Augen fixierten den Briefkasten.

Die *Carabinieri* zu rufen kam niemandem in den Sinn; dieses Ereignis war so unerhört, dass man sich nicht mit Nebensächlichkeiten beschäftigen konnte.

Man fing an zu reden, und während sich die Debatten entspannen, drückte jemand Ruini ein Glas Weißwein in die Hand, damit er wieder etwas Farbe bekäme. Der Postbote leerte es mit glasigem Blick in einem Zug und verlangte Nachschub.

Nach etwa einer Stunde weinseliger Diskussionen, als es sich einfach nicht mehr aufschieben ließ, kam der gesunde Menschenverstand zu Gehör, und jemand beschloss, die Ordnungskräfte zu rufen, um Licht in das Rätsel um die verstümmelte Hand zu bringen.

2

Der Asphalt dampfte, und die Landstraße, die zum Dorf führte, war menschenleer. Nur einer trotzte der Gluthitze: Enrico Radeschi, der mit seinem *Gelben Blitz* unterwegs war und diesem Namen alle Ehre machte. Das Wetter war herrlich, und er fühlte sich trotz der Schwüle, bei der ihm der Schweiß aus allen Poren brach, und trotz der kleinen Fliegen, die ihm ständig in den Mund flogen, einfach großartig. Sein Reisedress war lässig bis gewagt: Bermudashorts, Ledersandalen, weißes T-Shirt und Jagdweste mit halbem Arm. Seine Munition hatte er in den großen Taschen: Bleistifte, Notizbuch und Digitalkamera. Alles, was man brauchte, um jemanden zur Strecke zu bringen.

Ein paar Stunden zuvor, als die Sonne noch nicht so heiß brannte, war er in den Hof hinuntergegangen, um seine Vespa reisebereit zu machen. Da war seine Freundin Stella am Fenster ihrer Wohnung aufgetaucht.

»Weißt du, wie du aussiehst?«, hatte sie gefragt, während sein Labrador Buk neben ihr seine feuchte Schnauze nach vorn schob.

Der Hund hatte ein Heulkonzert angestimmt und damit die Hälfte der Mieter ihres Wohnblocks geweckt.

Radeschi hatte sich eingehend in der Spiegeltür des Gebäudes betrachtet: ungepflegter Bart, dunkle Brille und ein paar Kilo zu viel.

»Wie denn?«

»Wie Jeff Bridges in der *Der große Lebowski*.«

Er hatte gelächelt.

»Dann nenn mich Drugo.«

Mittlerweile hatte Buk angefangen zu bellen: Es war so sicher wie das Amen in der Kirche, dass die anderen Hausbewohner ihn bei der erstbesten Gelegenheit vergiften würden.

Stella hatte ihm einen Luftkuss zugeworfen, dann hatte er sich in Bewegung gesetzt. Sicher verkeilt zwischen seinen Beinen, dem Sitz und dem Bremspedal transportierte er nicht die Bowlingkugel des Filmprotagonisten, sondern einen kleinen Koffer mit Kleidern und dem unverzichtbaren Laptop.

Die Fahrt war alles andere als angenehm: von Mailand bis Capo di Ponte Emilia sind es hundertsechzig Kilometer glühend heißer Asphaltstrecke voller Ampeln, Schlaglöcher, stinkender LKWs. Der Motor seiner Fünzigervespa von 1974 hatte gekeucht und in mehr oder minder regelmäßigen Abständen ein beunruhigendes Geräusch ausgestoßen. Dennoch hatte das alte, mechanische Herz des Gelben Blitzes, wie seine Freunde die Vespa getauft hatten, nachdem er mit Sprühdosen für neue Farbe gesorgt hatte, ihn ohne Störungen vorangebracht, auch dank des einen oder anderen strategischen Zwischenstopps auf der Strecke.

Um elf hatte er seinen Zielort erreicht. Wie immer war sein Capo di Ponte unverändert.

Er kam nur noch selten dorthin, meistens im Sommer, um seine Eltern zu sehen. Und jedes Mal staunte er, dass sich so gar nichts verändert hatte.

Dieses Mal jedoch gab es einen besonderen Anlass: Seine Mutter hatte ihm einen heiklen Auftrag anvertraut.

Radeschis Eltern wohnten auf einem Hof direkt außerhalb

des Dorfs. Es gab einen Stall, eine steinige, unkrautüberwucherte Tenne und Felder. Alles wie in seiner Kindheit, mit Ausnahme der Hilfskräfte: Die sprachen nicht mit lombardischem oder auch nur italienischem Akzent, denn sie kamen aus Indien.

Sein Vater erwartete ihn schon. Er stand im Schatten des großen Aprikosenbaums, den er am Tag von Enricos Geburt gepflanzt hatte. Sie umarmten sich ohne große Worte.

»Hast du schon die Neuerwerbung deiner Mutter gesehen?«, fragte sein Vater und zeigte auf einen Punkt auf der Wiese.

»Was ist denn in sie gefahren?«

Sein Vater zuckte mit den Schultern.

»Das Alter treibt böse Scherze mit uns.«

Radeschi betrachtete die neuen Bewohner der Wiese. Zwei Gartenzwerge aus Gips.

»Aus dem Supermarkt. Fünf Euro«, verkündete seine Mutter, die in der Tür erschienen war. »Gefallen sie dir?«

Radeschi seufzte. Er hätte sie weggeworfen.

»Hast du Stella nicht mitgebracht?«

»Nein, sie ist in Mailand geblieben. Sie muss für eine Prüfung lernen und sich um Buk kümmern.«

Seine Mutter wirkte enttäuscht.

Radeschi sah sich um. Noch etwas, abgesehen von den Gartenzwerge, war neu: Auf der Terrasse des Hauses, auf der gegenüberliegenden Seite, waren ein paar Sonnensegel gespannt.

Erst da fiel ihm wieder ein, dass seine Eltern sich nach Jahren der Unschlüssigkeit endlich dazu durchgerungen hatten, einen Teil des riesigen Hofes zu vermieten. Bis dahin hatte seine Mutter ihn in der Hoffnung freigehalten, ihr Sohn würde eines Tages doch wieder bei ihnen wohnen, und wenn er Stella erst

mal geheiratet hätte, käme ein ganzer Haufen krakeelender Knirpse dazu. Doch da dies bislang nicht passiert war, schien sie nun das Handtuch geworfen zu haben.

»Wer sind die Mieter?«

»Jemand von außerhalb. Er ist in Ordnung, wird dir gefallen.«

Enrico zuckte die Achseln. Seine Mutter ging nicht weiter ins Detail; sie war zu aufgeregt wegen ihrer bevorstehenden Reise. Stattdessen überhäufte sie ihren Sohn mit guten Rat schlägen. Er nickte so lange, bis sie endlich im Wagen Platz nahm.

Sein Vater betätigte den Zündschlüssel, dann ging es los zur Pension Elda di Riva Azzurra, wo sie seit nunmehr fünf- undzwanzig Jahren jeden Sommerurlaub verbrachten.

Nun war das Haus leer, abgesehen von Mirko, dem kastrierten Kater seiner Mutter, der auch der Grund für seine Anwesenheit war. Als *Catsitter*. Er sollte ihn für zwei Wochen versorgen. Seine Mutter traute sonst niemandem.

Mirko wirkte weniger wie ein Kater, sondern mehr wie ein Plüschtier, eine ausgestopfte Nippesfigur. Er war unglaublich faul, verließ niemals das Haus und das Wohnzimmer auch nur, um sich in sein Körbchen zu begeben. Allerdings war er im Winter ein erstklassiger Fußwärmer, das musste man ihm lassen.

Während Enrico zusah, wie sich der Wagen seiner Eltern entfernte, spürte er sein altes Motorola-Handy in der Tasche seiner Bermuda vibrieren. Allerdings nur ein paar Mal, dann verreckte es elendig. Wie üblich hatte ihn der Akku im Stich gelassen. Stella hatte ihm ein paar Monate zuvor ein neues Handy geschenkt, weil sie hoffte, er würde das andere dann wegwerfen, doch diese Hoffnung erstarb schon nach wenigen

Tagen. Es hatte sich gezeigt, dass Radeschi mit dieser neuen Kommunikationstechnologie nicht kompatibel war. Nur das Motorola mit all seinen Mängeln hielt ihm stand.

Während er überlegte, wer wohl versucht haben könnte, ihn zu erreichen, schoss ein Punto der *Carabinieri* mit heulender Sirene über die Landstraße. Enrico unterdrückte seinen Spürhundinstinkt. Schließlich war er im Urlaub. Und der Teufel sollte ihn holen, wenn in Capo di Ponte Emilia jemals etwas passierte.

Die *Carabinieri* hörten sich die Schilderung der Ereignisse von Ruini an, der nach unzähligen Gläsern Weißwein ziemlich angeheitert war. Am Ende der Erzählung kratzte sich der *Brigadiere* verwirrt den Kopf. Auch der *Maresciallo* wirkte nicht so, als sei ihm alles klar. Er überlegte: Wer sollte eine verstümmelte Hand in den Briefkasten eines unbewohnten Hauses gesteckt haben? Sicherlich konnte es sich auch um einen einfachen Lausbubenstreich handeln, doch wer war dann der Spaßvogel, der dafür seine eigene Hand geopfert hatte?

Die zwei Militärpolizisten hatten ihre Kappen abgenommen. Rizzitano schwitzte so, dass sogar seine Brillengläser beschlugen. Kein schöner Anblick. Genauso wenig übrigens wie das alte, heruntergekommene Haus vor ihnen: Von der Fassade löste sich in großen Placken der Putz, die Jalousien hingen schief herunter, die Fenster waren gesprungen. Alles in allem: Totalaufgabe.

»Soll ich mich mal umhören, was so geredet wird?«

Boskovic nickte und folgte mit dem Blick seinem Kollegen, der sich zur lautstark debattierenden Gruppe der Schaulustigen gesellte. Es hätte nur noch ein Stand mit Bier und Wurst gefehlt, dann hätte man meinen können, hier sei ein Straßenfest in vollem Gange.

Rizzitano stand sofort im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses: Alle sahen den Zeitpunkt gekommen, ihr Sprüchlein aufzusagen. Dieser kurzsichtige Maulwurf war in diesen Dingen ganz außerordentlich. Bei Bedarf verwandelte er sich in eine unerschöpfliche Informationsquelle. Er wusste alles von allen im Ort, denn trotz seines Nachnamens war er hier geboren und aufgewachsen. Sein Vater war in den Sechzigern mit Maurerkelle und Zement aus Kalabrien hierher gekommen. Nach ein paar Jahren Walz auf verschiedenen Baustellen zwischen Mailand und Brescia hatte er sich schließlich in Capo di Ponte Emilia niedergelassen, einem friedlichen Fleckchen Erde zwischen Po und der gleichnamigen Ebene, und eine Einheimische geheiratet. Ein knappes Jahr später wurde der Sohn, also er, Gennaro Rizzitano, geboren und bekam recht bald den Spitznamen *il Calabrés*, weil er stets versessen darauf gewesen war, die Sprache seines Vaters zu bewahren, eine so markante Mundart, die nicht mal Signorina Aldini, die überaus strenge Dorflehrerin, ihm austreiben konnte. Nicht, dass diese Harpyie nicht alles daran gesetzt hätte! Sie hatte ihn gezwungen, ihr mit so lauter Stimme wie möglich eine Seite aus dem Lesebuch vorzulesen, weil sie vergeblich hoffte, ihm die korrekte italienische Aussprache beizubringen. Doch es war sinnlos: Der Junge und das Kalabrese waren untrennbar miteinander verbunden.

Rizzitano machte der Spitzname nichts aus.

»Spitznamen kann man sich nicht aussuchen«, pflegte er zu sagen, »man muss sie ertragen.«

Dieselbe Sturheit hatte er übrigens auch für die Aufnahme in die Armee walten lassen. Schon seit zartestem Alter hatten Uniformen eine unwiderstehliche Faszination auf ihn ausgeübt. Mal ganz abgesehen davon, dass die Aussicht, einen *Cara-*

biniere in der Familie zu haben, für seinen Vater, der den typischen Stolz des Südens besaß, einfach berückend war. Also stand es fest, dass der kleine Calabrès eines Tages den Fahneneid schwören würde. Doch als unser Mann endlich den Antrag stellen wollte, sah er sich trotz der Empfehlung eines Onkels einem unüberwindlichen Hindernis gegenüber. Nur Beharrlichkeit und massiver Einsatz sollten der heiklen Vorschrift trotzen, nach der nur der mit ausgezeichnetem Sehvermögen in die *Benemerita* eintreten durfte. Bei ihm war das offensichtlich nicht der Fall: Schon als Kind hatte er alles andere als Adleraugen gehabt. Doch wo die Physis versagte, siegte der Wille: Er bestand den Sehtest, weil er die Anordnung der Buchstaben und Symbole auf der Schautafel auswendig lernte. Die fehlenden sechs Dioptrien machte er dadurch wett, dass er eine ganze Woche lang vier Stunden täglich übte. Am Ende war der Test ein Spaziergang.

Nach seiner Einberufung wurde er in alle Ecken und Enden des Landes geschickt, bevor es ihm gelang, sich nach Hause versetzen zu lassen. Je weiter weg man ihn schickte, desto mehr versteifte er sich darauf, zurückzukehren. Für dieses Ziel hatte er alles getan: Berge versetzt, tonnenweise Formulare ausgefüllt und dermaßen seine Vorgesetzten bedrängt, bis schließlich die heiß ersehnte Versetzung nach Capo di Ponte Emilia erfolgt war.

Seine Großmutter mütterlicherseits, eine gestandene Frau und eingefleischte Emilianerin, hatte ihn, als sie ihn mit Uniform und Marschgepäck unter dem Arm auf der Schwelle stehen sah, mit einem Satz empfangen, der mehr ausdrückte als tausend Worte:

»Du bist wie der Ringelschwanz eines Schweins«, hatte sie gesagt und dabei mit dem rechten Zeigefinger eine entspre-

chende Bewegung in der Luft gemacht, »du kehrt immer zum Arsch zurück. Willkommen am Arsch der Welt.«

Die Besprechung mit der Schar der Schaulustigen nahm einige Zeit in Anspruch. Rizzitano war nicht gerade einer von der schnellen Truppe. Und die anderen auch nicht. Allerdings ticken die Uhren in der Bassa auch langsamer. Die Leute hier haben ihr eigenes Tempo; sie haben keine Eile, sie sprechen langsam, und bevor sie zum Punkt kommen, schildern sie mit größter Detailfreude die näheren und ferneren Umstände. Um den anderen teilhaben und besser begreifen zu lassen. Um die Zeit zu vertreiben.

Als Rizzitano schließlich zum Rapport erschien, trug er ein derart zufriedenes Grinsen auf seinem Gesicht, dass sein Vorgesetzter nervös wurde.

»Was ist, hast du den Fall schon gelöst?«, fragte Boskovic.

Der andere schüttelte den Kopf und zwinkerte.

»Sehen Sie, *Marescià*, offiziell steht das Haus zwar leer, aber trotzdem ist es nicht unbewohnt.«

Erneutes breites Grinsen.

Der Unteroffizier wartete geduldig, bis er mit dem Rest herausrückte.

»Es schläft jemand darin: der Dievel.«

Der Dievel hieß eigentlich Giuseppe Davoli. Seinen Spitznamen verdankte er vielleicht seiner Verrücktheit, die man für teuflischen Ursprungs hielt, oder er war von seinem Nachnamen abgeleitet. Davoli war klein, unbestimmbaren Alters und widerborstig. Er mied Menschen und sprach nur mit Laternenpfählen und den Hühnern, die er in seiner Küche aufzog. Er war hypochondrisch und ging nur mit Mantel und Wollhandschuhen hinaus, selbst mitten im Sommer. Gearbeitet hatte er nie, bis auf eine kurze Zeitspanne, die er als Arbeiter

bei Agostini Frigidaire, dem einzig florierenden Unternehmen der Gegend, beschäftigt gewesen war. Doch nach knapp zwei Monaten war der ehrenwerte Emiliano Agostini, seines Zeichens Besitzer der Firma, höchstpersönlich erschienen, um ihn vor die Tür zu setzen. Der offizielle Grund lautete: Untauglich für die Stelle.

»Einer, der so kälteempfindlich ist«, hatte er verkündet, »kann einfach nicht in einer Kühlschranksfabrik arbeiten.«

Die Gewerkschaften hatten zwar auf Einhaltung der Vorschriften gepocht, aber vergeblich: Dieval hatte sich lieber kündigen lassen, als noch länger die Kälte aushalten zu müssen. Von da an hatte er praktisch wie ein Obdachloser gelebt.

»Was kannst du mir über ihn erzählen?«, fragte Boskovic und flüchtete sich unter den Schatten einer der majestätischen Platanen, die die Straße säumten.

»Alles Mögliche.«

»Dann schieß los.«

»Er ist ungefähr sechzig Jahre alt und hat den größten Teil seines Lebens im Irrenhaus verbracht. Ende der Siebziger ist er allerdings dank des durch den Psychiater Basaglia erwirkten Gesetzes aus der Psychiatrie entlassen worden. Er war der Sohn eines der Gebirgsjäger, die nie vom Russlandfeldzug zurückgekommen sind, und wurde von einem Waisenhaus ins nächste abgeschoben, weil seine Mutter starb, als er sechs war. Als er endlich da rauskam, war er ein Hitzkopf. Zur damaligen Zeit brauchte es nicht viel, für verrückt erklärt zu werden. Und wenn man erst mal in der Irrenanstalt war, wurde man wirklich verrückt. Heute meinen die Ärzte, Davolis Probleme seien vor allem sozialer Natur: Armut, Analphabetismus, moralischer Verfall und so weiter. Trotzdem hat unser Mann fast dreißig Jahre im Irrenhaus verbracht, und als er endlich frei-

kam, konnte er nicht mehr normal sein. Er behauptete, ständig zu frieren. Die Kälte in der Anstalt begleitet ihn weiter: wenn man bedenkt, dass er dreizehn Elektroschockbehandlungen über sich hat ergehen lassen müssen!«

»Wie Hemingway.«

»Wer?«

»Nicht wichtig, Fahr fort.«

»Viel gibt es nicht mehr zu erzählen. Nach seiner Entlassung hat ihm der Sozialdienst eine billige Unterkunft besorgt, aber dort wollte er nicht bleiben. Er meinte, es sei dort zu kalt. Hier hingegen fühlt er sich wohl und vor allem sicher.«

»In diesem baufälligen Kasten?«

Rizzitano klopfte sich mit dem Zeigefinger gegen die Schläfe.

Boskovic nickte.

»Weiß man, wo er sich im Moment befindet?«

»Im Urlaub.«

»So ein Typ fährt in Urlaub?«

»Das nun auch wieder nicht, *Marescià*. Man könnte es aber als eine Art Zwangsurlaub bezeichnen.«

3

Als die Stühle mit der Rückenlehne an der verwitterten Mauer gegenüber der Kneipe kratzten, hieß es aufgeben. Es war den Alten nicht länger möglich, dem Schatten zu folgen, der sich immer weiter zurückzog, bis er schließlich ganz verschwand. Der letzte Schlag der Glocke hatte alle ans Mittagessen erinnert. Aber niemand wollte gehen, schließlich gab es endlich etwas, worüber man reden konnte. Die Diskussion fand im eigentlichen Zentrum des Dorfes statt: der Bar *Binda*, zu Ehren Alfredo Bindas so genannt, dem größten Champion im Spitzenklassenradsport. Mario, der Besitzer, war fasziniert von der Kraft dieses Mannes, der zwar 1930 als Einziger vom Giro d'Italia ausgeschlossen worden war, der ihn im Laufe seiner Karriere dennoch fünfmal gewann, weil er offenkundig allen überlegen war. »La Gazzetta dello Sport« hatte ihm das Preisgeld des Siegers gezahlt, also 22 500 Lire, damit er nicht antrat.

Boskovic, der normalerweise am späten Vormittag auf einen Kaffee vorbeikam, hatte sich an diesem Tag noch nicht blicken lassen. Alle warteten auf ihn, um ihn mit Fragen zu bestürmen, doch vergeblich. Genauso vergeblich warteten sie auf Rizzitano, der sich vor dem Mittagessen immer einen kleinen Weißer genehmigte.

An diesem Tag verließ nicht mal er die Kaserne. Also mussten die Gäste der Bar *Binda* mit Gerüchten vorliebnehmen.

Der *Maresciallo* saß in seinem Büro vor einem weiteren Kaffee mit Schuss.

Sie waren gerade vom Fund der Hand zurückgekehrt, und Rizzitano war zu aufgeregter Geschäftigkeit übergegangen. Er hatte sich im angrenzenden Zimmer verschanzt und tätigte ein paar Anrufe. Mit betont gleichmütiger Miene hatte er seinem Vorgesetzten verkündet, dass er dieses Rätsel in einer Viertelstunde gelöst haben würde. Spätestens.

Beim zweiten *Caffè amaro* schwang die Tür des Büros auf.
»Raten Sie mal, *Marescià*.«

Der *Brigadiere* klopfte niemals an. Das war eine schlechte Angewohnheit, gegen die nicht mal ein höherer Dienstgrad etwas bewirken konnte.

»Was soll ich denn raten, Rizzitano?«, knurrte er. »Spuck's einfach aus!«

»Zum Dievel ...«, verkündete er aufgereg.

»Hast du ihn gefunden?«

»Nein.«

»Hat er sich vielleicht in Luft aufgelöst?«

»Nein, oder vielleicht doch.« Rizzitano runzelte die Stirn und versetzte Boskovic für volle zehn Sekunden in angstvolle Erwartung. Schließlich entschied er sich weiterzusprechen:
»Ich weiß es nicht, *Marescià*. Tatsache aber ist, dass er sich nicht mehr in der Villa Celeste aufhält. Er ist gestern Nacht abgehauen.«

Villa Celeste hieß die sozialtherapeutische Einrichtung, wo man die unterbrachte, die zu weit neben der Spur liefen. Das bezeichnete Rizzitano als Zwangsurlaub.

»Das fängt ja gut an«, bemerkte der *Maresciallo* ironisch.

»Was machen wir jetzt?«, brummte der andere.

»Was wir machen, Rizzitano? Wir suchen, was sonst?«

Damit stand er auf, streifte sich seinen Patronengurt über, den er über einen Stuhl gehängt hatte, und schritt energisch zur Tür.

»Glauben Sie, es ist seine Hand? Dass der Irre sie sich selbst abgeschnitten hat?«

Boskovic machte eine Bewegung, als wollte er diese Vorstellung verscheuchen. Ende der Diskussion. Der *Brigadiere* folgte ihm ohne ein weiteres Wort; wenn der *Maresciallo* sich so benahm, verhielt man sich besser ruhig. Eine unangebrachte Bemerkung, und sein Vorgesetzter war in der Lage, ihn zusammen mit *Carabiniere* Patierno auf Streife zu schicken, um auf irgendeiner sonnigen Straße eine Straßensperre zu errichten. Und dazu hatte er bei dieser Gluthitze nicht die geringste Lust.

Es war Radeschi nicht mal vergönnt gewesen, sein Gepäck abzuladen, so spärlich es auch war. Die Arbeit rief nach ihm, und zwar von höchster Stelle.

Sein Motorola klingelte, um ihn auf den neuesten Stand zu bringen. »*Alurà, in doe te sé?*«

Wo er war?

Beppe Calzolari, der Chefredakteur des *Corriere della Sera*, schaffte es immer wieder, ihm einen Auftrag unterzujubeln, ganz gleich, wo er war. Die beiden verband eine Art Hassliebe. Radeschi war der beste Katastrophenspürhund der Zeitung. Calzolari wusste das und nutzte es aus. Der Chefredakteur war nicht für die Straße gemacht; er arbeitete ausschließlich von seiner Redaktion in der Via Solferino aus und unterhielt von dort Beziehungen zu zig Mitarbeitern und Informanten, die in der ganzen Region verteilt waren.

So war ihm auch der mysteriöse Fund an jenem Fleckchen Erde zu Ohren gekommen, wo Radeschi sich gerade befand.

Lokalredakteure unterrichten als brave Söldner immer sofort den *Corriere*, sobald es eine saftige Nachricht gibt. Denn sie hoffen, mit einer Versetzung an die prestigeträchtige Tageszeitung entlohnt zu werden oder zumindest mit einer freien Mitarbeit, die in der Regel gut bezahlt ist.

Zehn Minuten nachdem die *Carabinieri* die verstümmelte Hand begutachtet hatten, war Calzolari bereits davon unterrichtet. Er hatte sofort zum Telefonhörer gegriffen und seinen Reporter vor Ort angerufen, der sich zugegebenermaßen zwar im Urlaub befand, aber es ist ja bekannt, dass man immer Gewehr bei Fuß stehen muss, wenn man keine Festanstellung hat. Das nennt man Flexibilität.

»Du hast dir noch nicht mal die Mühe gemacht, mich anzurufen«, fuhr Calzolari fort.

»Wie du weißt, bin ich im Urlaub, Beppe.«

»Ach was, Reporter bekommen niemals Urlaub. Nur die Lorbeeren des Ruhms.«

»Welchem Umstand verdanke ich das Vergnügen?«, fragte der andere und ignorierte die vorige Bemerkung.

»Weißt du wirklich nichts über den Vorfall in deinem Kuhdorf?«

»Ich bin gerade erst aus Mailand angekommen. Was zum Teufel soll ich denn wissen? Außerdem passiert hier schon seit Jahrhunderten nichts.«

Da klärte Calzolari ihn mit wenigen Sätzen auf. Radeschi hörte lustlos zu.

»Wer sagt denn, dass ich mich damit befassen will?«, fragte er schließlich.

Beppe kicherte hämisch, bevor er antwortete:

»Hör mal, es ist natürlich deine Entscheidung: Entweder du möchtest eine eigene Kolumne, hier und da Gerichtsrepor-

tagen und Urlaub, wenn es gerade passt, oder keine feste Kolumne, keine Artikel und Urlaub das ganze Jahr.«

»Ich mag dich, Beppe, weil du immer die richtigen Worte findest.«

»Ich weiß. Aber jetzt hör dich mal um und sieh, was du ausgraben kannst. Wir sprechen uns später wieder.«

Die Nachforschungen des Journalisten dauerten nicht lang: Einer, der sich in Mailand zurechtfindet und dort Nachrichten, Gerüchte und Tipps aufstöbert, hat keinerlei Schwierigkeiten, an Informationen zu kommen. Aus diesem Grunde überraschte es Calzolari auch nicht, dass Radeschi ihn eine halbe Stunde später wieder anrief.

»Du hast dich aber beeilt.«

»Ach, du weißt ja, das Dorf ist klein, und die Leute ...«

»Kein Gelaber, Enrico. Mit wem hast du gesprochen?«

»Mit Nello Ruini.«

»Ist der ein glaubwürdiger Zeuge?«

»Darauf würde ich wetten: Er ist der Postbote, der den Stumpf gefunden hat. Und er hat mir eine Menge interessanter Dinge erzählt.«

Calzolari blieb ungerührt. Er war kein Mensch, der sich leicht begeistern ließ.

»Zum Beispiel?«

»Dass es einen Verdächtigen gibt. Ein Typ namens Dievel.«

»Das klingt vielversprechend«, sagte der andere und sah vor seinem inneren Auge schon die Schlagzeile: *Il Diavolo della Bassa*.

»Freu dich nicht zu früh, Beppe. Ich kenne den Kerl. Er ist einer von diesen Dorftrotteln, die an sich harmlos sind. Er ist nur in die Sache verwickelt, weil er illegal in dem Haus nächtigt, in dem die Hand gefunden wurde.«

»Was sagt die Polizei?«
 »Die fahndet nach ihm.«
 »Und das haben sie dir einfach so gesagt?«
 »Tja ...«
 »Tja, was?«
 »Der *Brigadiere*, den ich am Telefon hatte, ist mit mir zur Grundschule gegangen. Ein Klatschmaul namens Rizzitano.«
 »Rührend, wie klein die Welt in der Provinz ist.«
 »Tu mir den Gefallen und spar dir deine Ironie.«
 »Ist gut, aber komm jetzt zum Punkt, ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.«
 »Es sind zwei Punkte, um genau zu sein. Erst einmal: Wem gehört die abgehackte Hand? Dem jetzigen Erkenntnisstand nach könnte sie auch von Dievel stammen, selbst wenn es eigentlich nicht zu seinem Repertoire gehört, sich die Gliedmaßen abzuhacken. Außerdem muss man zu seiner Entlastung sagen, dass er vor ein paar Tagen in eine therapeutische Einrichtung eingewiesen wurde. Zweitens: Wer ist der Absender des Briefs? Ein nicht unwesentliches Detail, denn Ruini hätte die Hand niemals im Briefkasten entdeckt, wenn er nicht den Brief hätte zustellen müssen.«
 »Scharfsinnige Beobachtung«, spöttelte Calzolari.
 Radeschi ging nicht weiter darauf ein, sondern fuhr fort:
 »Damit bin ich nicht allein. Die Untersuchungsbeamten hatten dieselbe Idee. Die Ermittlungsmaschinerie hat sich bereits in Gang gesetzt. Der Brief wurde zur weiteren Untersuchung in Gewahrsam genommen, und zwar von einem *Tenente* der *Riparti Investigazioni Scientifiche*, der Piccinini heißt und eigens aus Parma gekommen ist.«
 »Was hältst du davon?«
 »Tja ... Der Postbote sagt, es handle sich um einen weißen

Umschlag, wie man ihn in jedem Schreibwarenladen kaufen kann. Außerdem sei er nach seinem Eindruck leer gewesen und wurde gestern per Eilpost aus Mantua abgeschickt. Zu wenig, um den Absender zu ermitteln. Abgesehen davon, dass man noch herausfinden muss, an wen er gerichtet war, denn so weit der Sozialarbeiter sich erinnert, ist Davoli Analphabet.«

»Was denn, all das hat dir der *Brigadiere* erzählt? Das scheint mir doch ein bisschen viel Information von Amts wegen ...«

»Nein, das war Ruini. Er war ziemlich angetrunken, weißt du. Wenn ich ihm noch eine weitere Flasche Prosecco angeboten hätte, zusätzlich zu der, die ich ihm ausgegeben habe, hätte er mir auch eine eidesstattliche Erklärung über den Vorfall unterschrieben.«

»Eine kleine Bestechung in der Provinz also.«

»Hörst du jetzt mit deiner Frotzelei auf?«

»Ist ja schon gut. Was stand auf dem Umschlag?«

»Ein Name, in Blockschrift: Rudolph Mayer oder Mayher, das weiß er nicht mehr so genau, unter der Adresse des Hauses, wo die Hand gefunden wurde.«

»Und wer zum Teufel ist dieser Rudolph?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung. Jedenfalls keiner von hier. Oder glaubst du vielleicht, wir sind Teutonen?«

»Nun mal im Ernst, Enrico: Die Seite mit den Lokalnachrichten der Bassa wartet auf dich. Sechzig Zeilen vor Redaktionsschluss. Verstanden?«

Die Frau öffnete die Tür einen Spaltbreit und bedachte den Besucher mit misstrauischem Blick. »Wer sind Sie?«

»Ich heiße Radeschi und möchte ...«

»Wie der General?«

Das Übliche.

»Nein, Signora. Das war Radetzky, der österreichische Marschall.«

»Welchen Dienstgrad haben Sie?«

»Keinen. Ich war nicht beim Militär. Aber zum Ausgleich ist ein Freund von mir stellvertretender Polizeipräsident.«

»Ah!« So kamen sie keinen Schritt weiter.

Da ging die Tür weit auf, und hinter der Frau wurde eine Gestalt sichtbar. Es war Don Lino, sein Retter. Die alte Frau war seine Haushälterin.

Der Priester war klein, hatte ein pausbäckiges, Vertrauen erweckendes Gesicht, und seinen Kopf zierte ein Kranz schneeweißer Haare. Sein Lächeln war mild. Er war etwa siebzig Jahre alt.

»Enrico!«

Sie umarmten sich. Obwohl Radeschi alles andere als ein Frömmeler war, verband ihn eine tiefe Freundschaft mit diesem Priester. Abgesehen davon hatte der sich ein paar Monate zuvor bei der Aufklärung eines Rätsels als äußerst nützlich erwiesen. Journalistischer Eigennutz.

»Du bleibst doch zum Essen, oder?«

Radeschi lächelte. Mit dieser Einladung hatte er schon gerechnet. Natürlich hatte seine Mutter ihn nicht unversorgt zurückgelassen. In der Speisekammer gab es genug Pasta und Passata, um ein ganzes Regiment satt zu bekommen, doch es machte keinen Spaß, allein zu essen, vor allem, wenn man in einem Fall ermittelte. Viel besser war es da, der einzigen Person im Dorf einen Überraschungsbesuch abzustatten, die einem mit strahlendem Lächeln einen Teller Tagliatelle vorsetzte. Und, was noch wichtiger war: die ihn bezüglich des Dorflebens auf den neuesten Stand brachte. Neben den Friseuren wissen die Priester gewöhnlich am besten über alles Bescheid.

Allerdings hatte Radeschi vor seinem Aufbruch nicht vergessen, einen Napf mit Futter hinzustellen und Mirko im Haus einzuschließen.

Sie brauchten nicht lange, um zum Thema zu kommen. Kaum standen Tagliatelle und Lambrusco auf dem Tisch, eröffnete der Priester schon das Gespräch.

»Weißt du, wer gestorben ist?«, fragte er.

Dies war eines ihrer Lieblingsthemen. Zuerst alles über die Toten und dann über die Lebenden. Schließlich kannten sich hier alle, also war es nur recht und billig zu erfahren, wen man nicht mehr in der Bar *Binda* antreffen würde. Er wartete die Antwort des Journalisten gar nicht erst ab.

»Giasér. Der ist vor zwei Tagen beerdigt worden.«

Radeschi nickte. Er hatte ihn gekannt. Ihn und seinen Karren, den er ständig hinter sich herzog.

»Sie haben wohl die Messe gelesen.«

»Aber nein! Du weißt doch, was für ein Dickkopf er war! Er wollte nur einen Pferdewagen und die Kapelle, aber auf keinen Fall ...«

»Schwarze Krähen mit Weihrauchfässchen!«, beendete Radeschi den Satz. »Genau wie mein Großvater. Keine Schwarzeröcke!«

»Tja, die Kommunisten«, seufzte der Pater. »Trotzdem bin ich hingegangen. Bevor man ihn in die Erde hinunterließ, habe ich ein Gebet gesprochen, und alle haben sich bekreuzigt.«

Sein Gast lächelte und machte eine entsprechende Handbewegung: typisch Kirchenhasser. Am Ende gehen alle auf Nummer sicher. Aber er wollte nicht über Verstorbene reden. Darum würde er sich erst in seiner Kolumne *Milanonera* beim *Corriere* kümmern.

Als die Haushälterin mit Caffè und Likör erschien, be-

schloss Radeschi, nun sei der passende Moment gekommen, sich nach Dievel zu erkundigen.

»Haben Sie schon gehört, was heute passiert ist?«, fragte er.
Don Lino lächelte.

»Ich habe schon ungeduldig darauf gewartet, dass du darauf zu sprechen kommst. Ich könnte mir sogar vorstellen, dass du vielleicht nicht gekommen wärst, wenn nichts passiert wäre ...«

»So abgebrüht bin ich doch nicht«, wehrte Radeschi ab.
Der Priester lächelte.

»Was willst du wissen?«

»Könnte es Davoli gewesen sein? Dabei habe ich gehört, dass er mal wieder vorübergehend eingewiesen war.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

»Wieso?«

»Er ist gestern Nacht aus der Villa Celeste weggelaufen.«

Genau in diesem Moment vibrierte sein Handy, gab aber sofort darauf den Geist auf.

»Probleme?«, fragte Don Lino.

»Nein, die Zeitung. Man wartet auf einen Artikel, den ich noch nicht geschickt habe.«

»Über die Hand?«

»Wie könnte ich einen Priester anlügen?«

»Ach, als hättest du das noch nie getan! Du wolltest noch eine weitere Quelle anzapfen, oder etwa nicht?«

Der Journalist lächelte. Dann füllte er zwei Gläschen mit Likör.

»Einen letzten Schluck, Padre. Dann muss ich mich beeilen und den Artikel schreiben, sonst bin ich der Nächste, dem man die Hand abhackt.«